

## Auf der Suche nach der DKMT

SOG-Studienreise in die Grenzregion zwischen Ungarn, Rumänien und Serbien,  
1.-9. September 2007

*Bericht von Dietrich Schlegel, Erfstadt*

□ Zum ersten Mal hatte eine Studienreise der Südosteuropa-Gesellschaft nicht nur ein Land zum Ziel, sondern konzentrierte sich auf eine Region, in der die Grenzen von drei Staaten aneinander stoßen, die Ungarns, Rumäniens und Serbiens. In dieser Grenzregion wurde nach mehreren Vorstufen grenzüberschreitender Kooperationen von Kreisräten, Großstädten sowie Industrie- und Handelskammern im November 1997 ein Vertrag zur Gründung der „*Donau-Kreisch-Marosch-Theiß-Euroregion*“ unterzeichnet – verschlüsselt in dem Kürzel DKMT, das den Vorteil hat, dass die Anfangsbuchstaben der vier genannten Flüsse in allen Versionen der vielsprachigen Region gleich sind, ob sie nun Dunav, Körös, Mureş, Tisza oder wie immer sonst benannt werden.

Diese DKMT hat seit längerem die wissenschaftliche Neugier der Ost- und Südosteuropa-Spezialisten des Geographischen Instituts der Universität Tübingen unter Prof. Horst Förster erregt. Denn sie zeichnet sich nicht nur durch eine außerordentliche ethnische Vielfalt aus – neben den Wirtsvölkern der Ungarn, Rumänen und Serben leben hier unter anderem Deutsche, Slowaken, Ukrainer, Türken, nicht zuletzt Roma und – zum Glück noch immer – Juden. Auch die Zeiten gemeinsamer Geschichte unter jeweils österreichisch-ungarischer oder osmanischer Herrschaft haben bis heute ihre sicht- und fühlbaren Spuren hinterlassen. Die ruhmreichen Erbschaften des kommunistischen Regimes begeben dem Reisenden in allen drei Ländern ohnehin auf Schritt und Tritt.

Heute bestimmen die neuen Bedingungen der postsozialistischen Zeit mit ihren vor allem tief greifenden wirtschaftlichen Veränderungen die Entwicklung auch dieser Region, die „exemplarisch für viele Aspekte der Regionalentwicklung und der Regionalpolitik in Südosteuropa steht“. So formuliert es Dr. Hans-Heinrich Rieser, Regionalgeograph für Rumänien und die Donauländer und Prof. Försters langjähriger Mitarbeiter, in einer Studie, in der er dieser Euroregion sogar „Vorbildcharakter für die gesamte Integration Südosteuropas in die EU“ attestiert. Die Besonderheit der DKMT rührt nicht zuletzt auch daher, dass sie – so Rieser – „auf regionaler Ebene die gesamte gegenwärtige ‚EU-Beitrittsstafette‘ der südosteuropäischen Länder fokussiert“, denn sie umfasst Bezirke und Kreise Ungarns, das bereits seit April 2004 EU-Mitglied ist, Rumäniens, das erst zu Beginn dieses Jahres – unter erschwerten Bedingungen – aufgenommen wurde, und schließlich die Vojvodina, die nördliche Autonome Provinz Serbiens, dessen EU-Aspirationen noch im Dunkeln liegen.

Gründe genug also für eine Exkursion in diese Grenzregion, deren Fläche etwa der Bayerns entspricht, bei allerdings wesentlich dünnerer Besiedlung. Siebzehn SOG-Mitglieder hatten sich der umsichtigen Führung von Prof. *Horst Förster* und Dr. *Hans-Heinrich Rieser* anvertraut. An deren Reisevorbereitungen war auch Dipl.-Geograph *Lucian-B. Brujan*, der leider nicht mitgereist war, maßgeblich beteiligt. Die Gesamtleitung lag – wie bei allen Studienreisen der letzten Jahre – in den bewährten Händen von SOG-Geschäftsführer Dr. *Hansjörg Brey*, der

mit dem Belgrader Reisebüro Miross, repräsentiert durch die charmante, stets hilfsbereite und oft „hinter der Kulisse“ tätige *Nataša Ćirović*, eine kompetente Agentur gefunden hatte. Die ausgewählten Hotels waren überwiegend gut geführt und komfortabel, der Reisebus bequem und in sicherem Zustand, mit dem ausgezeichneten und umsichtigen Fahrer *Nenad Rnjak*, der in schwierigerem Gelände, auf schlechten Straßen oder in engen Ortsdurchfahrten mitunter auch äußerst knifflige Situationen zu meistern hatte, belohnt vom spontanen Beifall der Passagiere, die niemals ernsthaft in Gefahr gerieten.

Die Reise nahm ihren Anfang am 1. September 2007 in Timișoara/Temeswar, der betriebsamen Hauptstadt des Banat, wo es nach kurzem Hotelaufenthalt sogleich zu einem ersten Informationsgespräch mit dem deutschen Vizekonsul in Timișoara und dem Europa-Abgeordneten der deutschen Minderheit Rumäniens, Herrn *Ovidiu Gant*, sowie Vertretern des deutsch-rumänischen Wirtschaftsklubs und der Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) kam. Der Besuch eines Konzerts des gerade gastierenden Stuttgarter Kammerorchesters auf Einladung der Stadt Temeswar und des deutschen Konsulats rundete den ersten Tag der Einstimmung auf die folgenden acht Reisetage ab.

Am nächsten Tag vermittelte ein Rundgang durch die Altstadt mit ihren teils renovierten, teils noch arg ramponierten barocken Häuserfassaden und Repräsentationsbauten einen Eindruck vergangener k.u.k.-Bürgerlichkeit. Der Besuch eines deutschen Gottesdienstes im Dom und ein Orgelvorspiel durch den Domorganisten waren nicht nur eindrucksvoll, sondern bildeten einen ersten Hinweis auf das zwar stark reduzierte, aber in der gesamten Region immer noch vorhandene deutschsprachige Element. Die Reise wurde nach Cenad fortgesetzt, eine Grenzstadt, die sich um neue industrielle Ansiedlungen bemüht, und erstmals konnte beim Grenzübergang Cenad/Kiszombor beobachtet werden, wie sich die EU-Zugehörigkeit zweier neuer Mitgliedstaaten an den von der EU finanzierten Einrichtungen auswirkt: Die Abfertigung durch offensichtlich geschultes Personal verlief problemlos und entsprach internationalem Niveau.

Geradezu begeistert waren die deutschen Besucher in Szeged von der Altstadt mit ihren strahlend renovierten Häusern aus der Gründerzeit, den einladenden Restaurants und Cafés und überhaupt der abendlichen, von Studenten bestimmten Betriebsamkeit auf den Straßen. Am nächsten Morgen ging es dann wieder konkret um die Euroregion, in einem Gespräch mit *Anna Magyar*, der Präsidentin des Komitats Csongrad, das zurzeit die Präsidentschaft in der DKMT ausübt. Nach ihrer Präsentation blieb der Eindruck haften, dass zwar einige grenzüberschreitende Projekte, vor allem für die Infrastruktur, gemeinsam von Rumänien und Ungarn angegangen wurden, aber doch noch viel zu tun bleibe. Die eigentlichen Arbeiten würden schließlich doch nach nationalem Recht ausgeführt. Deutliche Vorteile biete die nach Vorgaben des Schengener Abkommens vorgenommene Abfertigung an der Grenze zu Serbien.

Über das ungarische Grenzstädtchen Röszke ging die Reise weiter bis nach Horgoš, wo der Bereich der Europäischen Union verlassen und mit Serbien ein Nicht-Mitgliedstaat betreten wurde – ein unterschwellig schon seltsames Gefühl, auch wenn die Einreise völlig unproblematisch verlief. (Manch einer der Mitreisenden erinnerte sich an die vor noch gar nicht so langer Zeit praktizierten Schikanen serbischer Grenzposten.) In Subotica, der früheren Hauptstadt der Vojvodina, bot sich beim Rundgang ein wiederum anderer städtebaulicher, wenngleich ebenfalls der k.u.k.-Vergangenheit verhafteter Anblick als in Szeged und Temeswar. Hier dominieren Fassaden im typischen Jugend- und Sezessionsstil, ein Ensemble, das ebenfalls sehr beeindruckte, wenn auch weit weniger renoviert wurde als in Szeged. Auffallend war die hohe Präsenz von Bankfilialen im Stadtbild. Insgesamt hinterließ die Stadt einen sympathischen und lebendigen Eindruck.

Das nächste Ziel war Novi Sad, die Hauptstadt der Vojvodina. Ein abendlicher Bummel durch den alten, prächtig illuminierten Kern der Altstadt mit seinen überwiegend barocken Bauten, der katholischen und der orthodoxen Kirche in unmittelbarer Nachbarschaft mit dem Rathaus und der unweit gelegenen, einst repräsentativen, heute nur noch als Konzertsaal genutzten Synagoge vermittelten ein Gefühl für die einstige Bedeutung dieser Metropole einer multiethnischen und vielsprachigen Provinz Österreich-Ungarns – eine historische Kulisse, die Ivo Andrić zu dem Ausspruch veranlasste: „Ich liebe es, Novi Sad zu besuchen. Schaut Euch nur diese Dächer an. Das ist Europa!“

Dieses Zitat findet sich im Prospekt der Juristischen Fakultät der Universität Novi Sad, die über alle Wechselfälle der Geschichte mit einigem Erfolg versucht, an diese Tradition der Verbundenheit mit Europa anzuknüpfen. Mit berechtigtem Stolz verwies Prof. *Đorđe Popov*, Dekan der Fakultät, auf die internationale Vernetzung seiner sich weitgehender Autonomie erfreuender Alma Mater, insbesondere seiner eigenen Fakultät, die Kooperationen mit Universitäten in Österreich, Ungarn, Rumänien, Italien, Deutschland (Münster) sowie den USA (Columbia) und sogar China (Wuhan) pflegt, von der Unzahl internationaler Gastdozenten ganz zu schweigen. Selbstverständlich, dass die Universität Novi Sad auch die Bologna-Studiengänge eingeführt hat.

Die Besonderheit der Vojvodina wiederum spiegelt sich darin wider, dass an der Philosophischen Fakultät neben dem Serbischen auch Ungarische, Slowakische, Rumänische und Ruthenische Fachbereiche unterhalten werden. Das verwundert nicht, wenn man erfährt, dass auch im Parlament der Vojvodina sechs offizielle Sprachen zugelassen sind. Mit solchen Informationen führte Prof. Popov in das **Wissenschaftliche Symposium** ein, das ein traditioneller Bestandteil aller SOG-Studienreisen ist, und diesmal in Zusammenarbeit mit der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Novi Sad ebendort stattfand. Das nahe liegende Thema: „Die Vojvodina im Rahmen der Donau-Kreisch-Marosch-Theiß-Euroregion“.

Nach den Begrüßungsworten durch die Professoren Popov und Förster sprach *Mihajlo Brkić*, Direktor des Entwicklungsfonds der Vojvodina, über das kommunale Selbstverwaltungsrecht und die sich daraus ergebenden Möglichkeiten der Kommunen und Regionen zur grenzüberschreitenden Zusammenarbeit. Er schilderte das Wechselspiel von einem für die Autonome Provinz günstigen hohen Grad an Dezentralisierung bis 1990 über eine Rückkehr zur Zentralisierung auf hohem Niveau während des Milošević-Regimes sowie die folgende Reform der Gemeindeverwaltung durch die Đinđić-Regierung bis zur Einführung einer Gemeindesteuerreform zu Beginn 2007, durch welche das Gleichgewicht zwischen zentraler Macht und dezentralen Zuständigkeiten wieder hergestellt worden sei und die Gemeindeverwaltungen gestärkt und Investitionen begünstigt würden.

*Svetozar Ciplić*, Richter am Serbischen Verfassungsgericht und Lehrbeauftragter an der Juristischen Fakultät, befasste sich mit der neuen serbischen Verfassung vom November 2006 im Hinblick auf die Rechtsstellung der Vojvodina und die Integration Serbiens in die EU. Die vorherige Verfassung sei von der Vorstellung geprägt gewesen, dass Autonomie und Selbstverwaltung eine Bedrohung für die Einheit und damit die zentrale Macht des Staates darstellten. In der neuen Verfassung sei die dezentralisierte Gliederung des Staates und damit die Autonomie und Selbstverwaltung der Gemeinden und vor allem der Provinz Vojvodina wieder garantiert worden. Zugleich seien die Rechte und der Schutz der Bürger wieder durch Recht und Gesetz geschützt – und nicht durch den Staat und die zentrale Regierung. Auch die Minderheiten hätten nun wieder die gleichen Rechte wie die Bevölkerungsmehrheit, ja darüber hinaus im Sinn einer „positiven Diskriminierung“ noch zusätzliche Vorrechte erhalten.

Ciplić wertete die neue Verfassung als notwendige Vertrauensbasis für Serbien selbst und seine Beziehungen zu den Nachbarländern und der Europäischen Union. Serbien habe noch „mentale und politische Hürden“ zu überwinden, um sich als „ein Land der Regionen“ zu verstehen und grenzüberschreitender Zusammenarbeit zu öffnen. Dazu sei es verpflichtet, wenn es den Weg nach Europa erfolgreich beschreiten wolle. Andernfalls verschließe sich jener Weg. Prof. Förster wies in diesem Zusammenhang darauf hin, dass Dezentralisierung der staatlichen Gliederung ohnehin eine sich aus dem *Aquis communautaire* der EU ergebende Verpflichtung für den Beitritt sei, ungeachtet des Grades der finanziellen Abhängigkeit der Vojvodina von der Belgrader Zentrale. Er warb für eine Aktivierung der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit der Verwaltungen und Unternehmen der Vojvodina mit rumänischen und ungarischen Partnern im grenznahen Gebiet im Rahmen der DKMT, um die je eigenen Potenziale zu bündeln mit dem Ziel einer Stärkung der wirtschaftlichen Kraft der gesamten Region.

Aspekte des Fremdenverkehrs in der Vojvodina und der Euroregion umriss Prof. *Saša Kicošev* vom Geographie-Department der Universität, beließ es selbst jedoch bei einigen Stichworten, um seinem Mitarbeiter *Milan Cvetanović* Gelegenheit zu einer durch heitere Aperçus gewürzte Diashow mit Sehenswürdigkeiten und Denkmälern der Vojvodina zu geben.

Den Vormittag des Symposiums beschloss eine akademische Weihefeier: Die Verleihung der **Konstantin-Jireček-Medaille** der Südosteuropa-Gesellschaft an den Historiker Prof. Dr. *Sima M. Ćirković*, Mitglied der Serbischen Akademie der Wissenschaften und Künste in Belgrad. Die Laudatio aus der Feder von Prof. *Günther Prinzing*, Universität Mainz, verlas Prof. Förster. Die Auszeichnung werde Prof. Ćirković aus zwei Gründen verliehen, einmal als Anerkennung seines „international hochgeschätzten, als herausragend geltenden wissenschaftlichen Oeuvres“, und zum zweiten, um seine „vorbildliche, entschieden auf Ausgleich und Besonnenheit bedachte, von kritischer Nüchternheit, Objektivitätsstreben und Toleranz geprägte Haltung als Mensch, Bürger und Wissenschaftler zu würdigen“. Ćirković' Werk umfasse ca. 440 Publikationen zur mittelalterlichen Geschichte der südslawischen Völker im weiteren Sinne, beziehe aber auch deren Nachbarn Albaner, Byzantiner, Osmanen und Ungarn mit ein, wobei alle Bereiche der Wissenschaft von der Politischen über die Kirchen- und Kultur- bis zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte vertreten seien.

Prof. Ćirković bedankte sich sichtlich gerührt für die „unschätzbare Auszeichnung“, auf die er „ganz besonders stolz“ sei, da Konstantin Jireček ihm persönlich und als Historiker immer ein Vorbild gewesen sei und noch bleibe, wegen seiner Gelehrsamkeit, seines kritischen Sinnes, seiner Objektivität und „Erhabenheit über die tagespolitischen Interessen, denen Historiker so oft zum Opfer fallen“. In seiner Dankesliste führte Ćirković auch die Alexander-von-Humboldt-Stiftung an, deren Stipendiat er 1963/64 gewesen war. Schmunzelnd fügte er hinzu: „Möge diese hohe Auszeichnung als ein Beweis dienen, dass die Stiftung damals ihre Mittel nicht vergebens ausgab.“

Als Ausdruck seiner Dankbarkeit bezeichnete Ćirković auch seinen Vortrag „Vom Land des Despoten zum Land des Vojvodens“<sup>1</sup> – ein Thema, mit dem er die ihm „so nahen Gegenstände Vojvodina und Jireček“ verbinden könne, beim Versuch einer Antwort auf die Frage: „Was für

---

1 Die vollständigen Texte des Vortrags von Prof. *Sima M. Ćirković* sowie der Laudatio von Prof. *Günther Prinzing* finden sich auf der Website der Südosteuropa-Gesellschaft unter: [www.suedosteuropagesellschaft.com](http://www.suedosteuropagesellschaft.com) (Anm. d. Red.).

eine Geschichte steckt hinter dem Namen Vojvodina?“. Jireček habe als erster in seinem Werk „Geschichte der Serben“ die frühe Periode der serbischen Migration in das ungarische Königreich kritisch beleuchtet. – Für die zeitgeschichtliche Einordnung der Vojvodina seien nur die Schlusspassagen des Vortrags referiert, in denen Ćirković darlegt, wie es zu der Bezeichnung und zum Territorium der heutigen Autonomen Provinz kam. Der Namen leitet sich ab von dem Titel Vojvod oder Woywode, ursprünglich für Herzog, wurde aber im Verlauf der Geschichte vielen Bedeutungswandeln unterzogen oder gar nicht mehr verwendet. Er taucht in der Neuzeit erst wieder auf, als der kaiserliche Hof in Wien 1849 den Serben in Ungarn erstmals ein mehrfach gefordertes eigenes Territorium innerhalb Ungarns zuteilen und von einem „Großwoywoden“ führen lassen wollte. Doch schwankte die territoriale Zuordnung solch kurzzeitiger Gebilde erheblich, denn eine „Vojvodina“ umfasste, anders als die Herzegowina, keine historische Landschaft. Erst nach dem Ersten Weltkrieg kam es im Friedensvertrag von Trianon zu einer ersten Grenzziehung, die annähernd der heutigen entsprach, aber – so Ćirković – „erst im Jahr 1945 erlangte die Vojvodina ihre jetzigen Konturen, die sich als dauerhafter erwiesen haben als der Grad ihrer Autonomie“.

Von den Höhen der Geschichtsschreibung in die Niederungen des serbisch/vojudinischen Business-Alltags wurde die Reisegruppe durch die Besichtigung einer Brauerei vor den Toren von Novi Sad geführt, einer blitzsauberen gigantischen Produktionsstätte, die jedoch – so war von Kennern der Situation vor Ort zu vernehmen – höchstens zu einem Zehntel ihrer Kapazität genutzt wurde. Erbaut war sie von zwei Brüdern, von denen – so war hinter vorgehaltener Hand zu vernehmen – zumindest der eine während des Embargos gegen das Milošević-Regime durch Benzinschmuggel steinreich geworden sei. Wird hier also nicht nur Bier gebraut, sondern auch Geld gewaschen? Dieselbe Frage erhob sich bei einem Blick in den benachbarten, den Brüdern gehörenden und ebenso gigantischen Supermarkt, von dessen 50 (!) Kassen gerade einmal zehn besetzt waren. Gerüchtweise verlautete, der Markt sei bereits weiterverkauft. Immerhin, das zum Mittagessen ausgeschenkte Bier war schmackhaft. – Übrigens war die Zahl der Banken im moderneren Teil von Novi Sad noch auffälliger als in Subotica. So konnte man sich beim Blick aus dem Busfenster der Frage hingeben, ob diese Unzahl von Bankfilialen dem normalen Geschäftsleben dienen und somit den wirtschaftlichen Aufschwung des Landes und der Provinz widerspiegeln oder ob hier nicht doch die eine oder andere Embargo-Million gewaschen wird.

Der sich anschließende Ausflug zu der vor den Toren Novi Sads, hoch über der Donau lagernden Festung Peterwardein/Petrovaradin litt unter heftigem Dauerregen, so dass nur das Museum besichtigt werden konnte. Immerhin empfing den Betrachter des ersten Teils der Ausstellung ein Hauch von der historischen und militärischen Bedeutung dieser vom französischen Baumeister Vauban für die Habsburger errichteten gewaltigen Festung, in deren Schutz Prinz Eugen von Savoyen am 5. August 1716 mit einem 80 000 Mann starken Heer und mit Hilfe der Geschütze von sechs Fregatten der Donauflotte ein mit 150 000 Mann überlegen bestücktes osmanisches Heer unter dem Großwesir Damas Ali vernichtend geschlagen hat.

Am nächsten Morgen ging es weiter zu einer kurzen Besichtigung der Altstadt von Sremski Karlovac mit ihren barocken Kirchen und in gewaltigen Gebäuden untergebrachten Priesterseminaren. Doch das kalte und regnerische Wetter ließ kaum etwas erahnen von der geschichtlichen Bedeutung dieses Ortes, in dem 1699 ein folgenreicher Friedensvertrag zwischen der Heiligen Liga und dem Osmanischen Reich geschlossen wurde, durch den das gesamte damalige Ungarn mitsamt des Gebiets der heutigen Vojvodina sowie Slawonien und das Fürstentum Siebenbürgen an Habsburg fiel und Österreich mit diesem gewaltigen Gebietszuwachs zur Vormacht auf dem Balkan wurde. Die Reise wurde fortgesetzt entlang des sanft hügeligen,

von Feldern und Weinbergen durchsetzten Nationalparks Fruška Gora, zu deutsch Frankental, zu dem malerisch in einem Tal gelegenen, 1720 gegründeten und 2004 sorgfältig restaurierten, von Nonnen bewirtschafteten orthodoxen Kloster Kruschedo als wenigstens einem Beispiel der mittelalterlichen serbischen Klosteranlagen in dieser Syrmien genannten Gegend (auf den Besuch anderer Klöster musste aus Zeitgründen verzichtet werden).

Auch für den folgenden Abstecher nach Belgrad blieb mit einem halben Tag eigentlich zu wenig Zeit. Sie wurde noch dadurch weiter verkürzt, dass eine geplante Stadtrundfahrt ausfiel, weil die vorgesehene Stadtführerin nicht erschien. Nach vergeblichem Warten ergriff Prof. Förster die Initiative wenigstens für einen Spaziergang durch die Ulica Knez Mihailova, die belebte Hauptgeschäftsstraße der serbischen Hauptstadt mit ihren teilweise noch aus der Gründerzeit stammenden privaten und repräsentativen Bauten, die sich spiegeln in den Glasfassaden durchaus geschmackvoller moderner Büro- und Geschäftshäuser. Am Ende dieses Boulevards, der bei wärmerem Wetter als „Catwalk“ für die Schönen der Stadt dient, liegt die alte Festungsanlage Kalemegdan (türkisch für Schlachtfeld), die sich inmitten eines prachtvollen, mit Skulpturen und alten Bäumen durchsetzten Parks hoch über dem Zusammenfluss von Save und Donau erhebt. Endlich hatte auch der Regen aufgehört, so dass die Reisegesellschaft sich ausgiebig auf diesem geschichtsträchtigen Hochplateau mit den weiten Ausblicken über Stadt und Flüsse ergehen konnte, wohl versehen mit den passenden Informationen der Geographen Förster und Rieser.

Am Abend berichtete *Arne Hartig*, Referent für Kultur und Presse bei der Deutschen Botschaft, gründlich und kenntnisreich über die politische Situation Serbiens und über die serbisch-deutschen politischen und kulturellen Beziehungen. Aus dem ausführlichen, teils vertraulichen Briefing sei hier nur ein Punkt herausgegriffen: die durch das Schengen-Abkommen bedingten Einschränkungen des freien Reiseverkehrs für serbische Bürger, die zusätzlich erschwert werden durch die Unfähigkeit der serbischen Innenbehörden, die Grenzen zum EU-Raum effektiv zu sichern (zum Beispiel durch die Einführung fälschungssicherer Pässe). Die Deutsche Botschaft versuche dennoch mit einigem Erfolg, in Zusammenarbeit mit Stiftungen und NGOs, serbischen Jugendlichen, vor allem Studenten, die kaum Kenntnisse über das westliche Ausland besäßen, Besuche in Deutschland und anderen westeuropäischen Ländern zu ermöglichen. Dieses Thema sei vor kurzem in Berlin auch mit der serbischen Jugend- und Familienministerin besprochen worden.

Mit einer ausführlichen Darstellung der innen- und außenpolitischen Lage Serbiens würzte Dr. *Hansjörg Brey* am folgenden Vormittag die Ausfahrt aus dem größten Rest-Staat Jugoslawiens, der sich von der Last der ungelösten Kosovo-Frage noch nicht zu befreien vermag und auch in der Neuordnung der südosteuropäischen Staatenwelt vorerst nicht zurecht zu finden scheint. Und obwohl sich außer der nationalistischen Radikalen Partei alle anderen politischen Kräfte, also die Mehrheit, für eine europäische Perspektive aussprechen, kommen auch die Verhandlungen mit der EU über ein Stabilisierungs- und Assoziierungsabkommen wegen der mangelnden Kooperation der serbischen Regierung mit dem Sondergerichtshof in Den Haag nicht voran.

Streckenweise entlang der Donau verlief die Weiterfahrt zurück zur rumänischen Grenze, vorbei an der durch die Petrochemie geprägten, 1999 von der NATO bombardierten Industriestadt Pančevo, durch amphibisches Gebiet ohne Landwirtschaft (der Fluss Timișul mündet hier in die Donau), entlang an Straßendörfern mit den typischen erdgeschossigen Häuschen abwechselnd mit Plattenbauten der sozialistischen Zeit, dann jedoch durch eine zunehmend fruchtbare Ebene, die im Osten durch die sich wie ein Horst erhebenden Vršacer Berge abgeblockt wird,

ein reizvoller landschaftlicher Gegensatz, der Prof. Förster zu dem – später noch öfter zu hörenden – Ausruf veranlasste: „Hier lacht das Herz des Geographen“.

Ein letzter Halt auf serbischem Gebiet bot einen kurzen Rundgang durch das Zentrum von Vršac. Als bemerkenswertes Zeichen gleichberechtigter Mehrsprachigkeit finden sich am frisch renovierten Rathaus außer dem serbischen Gemeindegeld auch die rumänische Version „Vârșeț“ und die ungarische „Verseci“. Die Passkontrolle bei Morevița verlief auf beiden Seiten korrekt. Die rumänische Grenzpolizei hatte neben der eigenen Nationalflagge stolz auch die EU-Fahne gehisst. Allerdings wirkte dieser Grenzübergang, an dem vor dem EU-Beitritt Rumäniens ein reger kleiner Grenzverkehr herrschte, recht verlassen – eine Folge des strengen Visa-Regimes durch das Schengen-Abkommen. Darunter leiden auch die Dörfer und Kommunen auf beiden Seiten der Grenze. Umso entschiedener sollten deshalb die durch die DKMT ermöglichten grenzüberschreitenden Kooperationen genutzt werden.

Dann ging es hinauf durch Schluchten und Täler des Banater Berglands, dem größten Buchenwaldgebiet Rumäniens. In Anina-Steierdorf wurde die SOG-Gruppe im Kulturhaus des Deutschen Demokratischen Forums von der Vorsitzenden *Henriette Bauzan* und Dipl. Ing. *Dan Vlad* in Vertretung des Bürgermeisters mit einem Imbiss und kräftigem Zuika empfangen. Die rüstige und engagierte alte Dame in den Achtzigern informierte in kaum zu bremsendem Redefluss im Steirer Dialekt über Geschichte und Gegenwart der einst vom Bergbau geprägten Ortschaft, die 1763 von österreichischen Holzhauern und Köhlern gegründet wurde. Erst gab eine Kupferhütte Arbeit, 1790 wurde Steinkohle gefunden und unter Tage abgebaut, 1860 ein Eisenwerk errichtet. Um die Jahrhundertwende war Anina die größte Stadt im Banater Bergland. Nach dem Ersten Weltkrieg begann der Niedergang. Das Eisenwerk wurde nach Reșița verlegt, wohin auch die Kohle transportiert werden musste. Ein Unglück mit sieben Toten wird nun zum Anlass genommen, die Grube Ende 2007 zu schließen, denn die tief liegende, mit der Hand abgebaute, zudem sehr schwefelhaltige Kohle konnte seit Jahren nicht mehr gewinnbringend abgesetzt werden. Auch der Abbau von Ölschiefer in den 1980er Jahren wurde nach vier Jahren wegen Unwirtschaftlichkeit wieder beendet. Heute existieren im Ort nur noch Kleinbetriebe für Holzverarbeitung. Von den 9000 Einwohnern arbeiten 2000 im Ausland (Spanien, Portugal, Österreich). Um 1900 waren 70 Prozent der fast 20 000 Einwohner von Anina-Steierdorf Deutsche, heute leben hier unter rund 10 000 Einwohnern nur noch 600 Deutsche, von denen 250 – die meisten zwischen 70 und 80 Jahren alt – Mitglieder im Deutschen Demokratischen Forum sind.

Trotz der Überalterung und des Nachwuchsmangels wird mit Begeisterung Kulturarbeit geleistet, was sich vor allem in der Erhaltung der alten Sitten und Gebräuche, die von den Vorfahren aus der Steiermark mitgebracht worden waren, in Trachtenfesten und Faschingsbällen, Kirchweih und Blasmusikfestivals niederschlägt. Zu allen diesen Anlässen kommen Gastgruppen aus Reșița, Temeswar und überall her aus dem Banat, wo noch Deutsche in gewisser Anzahl leben. Man mag über diese Art der Traditionspflege lächeln, aber für diese Menschen, die auf ihre Sprache und ihre Herkunft, auf ihre Heimat stolz sind, ist sie Lebens- und überlebenswichtig. Das Forum erhält einige finanzielle Unterstützung vom rumänischen Staat und auch von der Bundesregierung, von österreichischer Seite fließen dagegen nur äußerst spärliche Mittel. Es nötigt schon Respekt ab, dass das vor zehn Jahren von der Gemeinde zur Verfügung gestellte Haus für das Deutsche Demokratische Forum mit eigenen Kräften von Grund auf wieder hergerichtet wurde und heute mit Theatersaal, Bibliothek und Kindergarten (derzeit von 15 Kindern besucht) ein stattliches Anwesen darstellt. Auch die 1872/73 errichtete, auf einer Anhöhe imponierend thronende katholische Kirche im neugotischen Stil mit einer beeindruckenden Decke aus Bergbauholz und in Wienerneustadt gegosse-

nen Glocken wurde in Eigenarbeit und aus Spenden der ausgewanderten Arbeitsemigranten umfassend renoviert.

Gleich hinter Steierdorf präsentierte Dr. Rieser der Gruppe eine der gewaltigsten und irrsinnigsten Investitionsruinen der Ceaușescu-Zeit, ein Ölschieferwerk, das während der größten Verschuldung des Landes mitten im Gebirge auf einer Anhöhe errichtet wurde, um aus dem dort abzubauenen Ölschiefer Rohöl zur Überwindung der akuten Heizölknappeit zu gewinnen. Dafür wurden die Gebirgsflüsse der Gegend in sechs Seen angestaut und das für die Produktion in Mengen benötigte Wasser durch unzählige Kilometer von Rohrleitungen auf die hochgelegene Fabrik gepumpt. Über ein Versuchsstadium kam die völlig fehlgeplante Produktion nicht hinaus. Jetzt wird die Ruine, die mitsamt einiger für die Arbeiter mitten im Bergwald errichteten Plattenbauten die Landschaft verschandelt, von einer ungarischen Firma „zurückgebaut“.

Im Deutschen Forum stieß auch ein neuer Reisebegleiter hinzu: *Werner Kremm*, in Reșița und Temeswar ansässiger Regionalkorrespondent der Allgemeinen Deutschen Zeitung für Rumänien und der Banater Zeitung, der sich in den nächsten Tagen als intimer Kenner jeglicher Banater und darüber hinaus rumänischer Angelegenheiten erwies. Als am nächsten Tag nochmals die eigentliche Stadt Anina passiert wurde – Steierdorf ist nur ein Ortsteil –, kommentierte Werner Kremm eindringlich die Bilder von den stillgelegten Industrieanlagen, dem Hüttenwerk und den Maschinenfabriken, das Wahrzeichen des nicht mehr benötigten Förderturms, der bis in 1300 Meter Tiefe reicht, die für Montagebetriebe typischen Reihensiedlungen in Werksbesitz, die noch zur österreichischen Zeit für die angeworbenen tschechischen und slowakischen Arbeiter gebaut worden waren, die hinter dem Buchenwald angelegte Neustadt mit ihren siebzehn schäbigen Wohnblocks. Die für die Transformation typische Altindustrieregion, mit ihren an die 1500 Bergleuten und Facharbeitern mitsamt ihren Familien, war vor wenigen Jahren auch Thema eines von Prof. Förster und Dr. Rieser vor Ort veranstalteten Workshops. Doch auch sie konnten kaum Entwicklungsperspektiven aufzeigen. Zu groß sind die sozialen und die Umweltprobleme. Ein auf Anforderung der EU erstellter Raumordnungsplan wurde wegen des bevorstehenden Beitrittsstermins eilig und fehlerhaft zusammengeschustert. Jetzt beruft sich die EU bei der Verteilung der Mittel aus dem Strukturfonds auf diesen schlechten Plan. Ein Teufelskreis, stellte Prof. Förster resigniert fest. Es fehle auch völlig an Eigeninitiativen der örtlichen Behörden. Die Lokalpolitiker zeichneten sich durch akuten Wissensmangel aus. Man fassle von Tourismus und seinen Chancen, habe aber keine blasse Ahnung von der Materie und sei darüber hinaus auch noch beratungsresistent. Nur ein Generationswechsel lasse auf Besserung hoffen.

Auch Reșița, die älteste Industriestadt Rumäniens, Zentrum der Hüttenindustrie, hinterlässt bei der Einfahrt erst einmal den Eindruck einer Industriebrache. Aber es gibt Lichtblicke, wenn auch nicht gerade bei der Besichtigung des scheinbar maroden TMK-Hüttenwerks, in dem übrigens die Besucher nicht mit Schutzhelmen ausgerüstet wurden, so dass instinktiv der Kopf eingezogen wurde, wenn etwa die Laufkatze mit einem riesigen Kalksack über einem schwebte. Aber immerhin, es wird produziert, und zwar nicht zu knapp: Im Stranguss-Verfahren werden Stahlstangen als Halbfertigprodukt für Röhren gegossen. TMK ist sogar der größte Röhrenproduzent Europas und der zweite in der Welt. Und das mit einer veralteten Technik. – Das Hüttenwerk hat Tradition. Hier wurde im Auftrag der Kaiserin Maria Theresia bereits 1771 der erste Hochofen angeblasen. Darauf sind die Menschen von Reșița und die Hüttenwerker mit Recht stolz. Von dieser Stadt ging die industrielle Entwicklung Rumäniens aus. Hier wurde nicht nur Stahl produziert, sondern alles, wofür Stahl gebraucht wurde: Maschinen, Lokomotiven und natürlich auch Waffen. Reșița war so etwas wie „Krupp des Ostens“ (Förster).



Auch in der sozialistischen Planwirtschaft kam der Stadt mit ihren Werken hohe Bedeutung zu. Der Preis: Reșița war die schmutzigste Stadt Rumäniens. Und sichtbar noch heute ist ein riesiger Schlackenberg, im Volksmund „die größte Eisenerzreserve Rumäniens“, voll radioaktivem Material und ein gefährlicher Ort für Zigeunerkinder, die hier unter Lebensgefahr nach Metallresten suchen.

Interessant ist die Geschichte der Privatisierung des Hüttenwerks: Während der ersten zwei Regierungsperioden nach der politischen Wende passierte gar nichts. Der Staat wollte die Schlüsselindustrie behalten. Aber dann bekam ein amerikanischer Investor den Zuschlag, der sich jedoch weniger für die Stahlproduktion selbst interessierte, als vielmehr für das Hydrokraftwerkssystem und andere Ressourcen wie die Grundstücke und die zum Werk gehörenden 120 000 ha Wald. Es kam zu einem Rechtsstreit vor einem US-Gericht, den der Investor verlor. Nun trat ein russischer Tycoon aus dem Ural auf mit der Firma TMK, ein Kürzel, das sogar der die deutschen Besucher führende stellvertretende Direktor nicht entschlüsseln konnte. Eine in Berlin ansässige Firma namens Sinora HandelsGmbH, die zur einen Hälfte verschiedenen deutschen Unternehmen, zur anderen russischen Teilhabern gehört, ist Teil der TMK, die wiederum Teil ist von – Gazprom. Auf einem weithin sichtbaren Schriftband über dem Werkstor heißt es traditions- und zukunftsbewusst zugleich: „1771 STEEL MADE HISTORY – TMK MAKES THE FUTURE“. Ein ähnliches Transparent trägt in kyrillischer (sic!) Schrift die Aufforderung „BMESTE“ („gemeinsam“).

Bürgermeister *Liviu Spătaru* stört die russische Provenienz des Investors nicht, im Gegenteil. Nach den schlechten Erfahrungen mit den Amerikanern zeigt er sich höchst zufrieden mit den russischen TMK-Investoren, die er als zuverlässig und vertrauenswürdig kennen gelernt habe. Lächelnd setzt er hinzu, dass er einmal Russen Amerikanern vorziehen würde, hätte er vorher selbst nicht für möglich gehalten. Das Hüttenwerk funktioniere ausgezeichnet. Es sei der sicherste Steuerzahler der Stadt, der auch – noch bevor die Umweltkriterien der EU in Kraft traten, aber ihnen entsprechend – 20 Mio. € für eine dringend notwendige Filteranlage im Hüttenwerk zur Verfügung gestellt habe, um die Luft in der Stadt zu verbessern.

Der sympathisch und überlegend wirkende Bürgermeister, von Beruf Informatikprofessor mit dem „Nebenamt“ eines Vizerektors der Universität, sieht die Zukunft seiner Stadt relativ zusehender. Neben dem Hüttenwerk sei auch der Maschinenbau erfolgreich privatisiert worden. Beide Werke zusammen würden 6000 Menschen Arbeit bieten. Weitere 5500 Arbeitsplätze gebe es in der Holzverarbeitung und der Textil- und Lederindustrie. Den Rationalisierungsvorhaben im Hüttenwerk sehe er gelassen entgegen, da andernorts Arbeitskräfte, so allein 50 Schweißer, gesucht würden. Der Haushalt der Stadt habe sich in drei Jahren verdoppelt. Sie habe gerade einen großen Kredit für die Entwicklung eines neuen Gewerbegebiets und die Erneuerung der Wasserversorgung aufgenommen. Auch die Universität, die sich auf seine Initiative aus einer Fachhochschule entwickelt hat und heute Studenten aus dem ganzen Land aufnehme, sowie die Gymnasien trügen zur Zukunftsträchtigkeit und Verjüngung der Stadt bei. Zur Frage, wie es mit EU-Mitteln aus dem Strukturfonds stehe, erwiderte Prof. Spătaru lächelnd, er habe sich nie vorstellen können, dass es etwas Bürokratischeres gebe als Bukarest, „aber – es gibt Brüssel!“

*Werner Kremm* sieht als Journalist seine Stadt naturgemäß etwas kritischer, aber er war doch zu bedauern, als sie sich bei einer verkürzten Stadtrundfahrt im Dauerregen noch grauer darbot als bei normalem Wetter. Doch neben vielen Informationen zur wirtschaftlichen und sozialen Situation – so, dass das Sauerstoffwerk von Messer Griesheim neu aufgebaut werde und dass die Verhüttung der schlechten Steinkohle zur zweitgrößten Investitionsruine im

Banat während des Ceaușescu-Regimes geworden sei –, machte er wie nebenbei noch eine Reihe anderer interessanter Bemerkungen. Zum Beispiel, dass in Reșița 1918 eine Freie Republik Banat ausgerufen wurde, die immerhin drei Monate bestand, ehe serbische und ungarische Truppen sie niederschlugen. Und wer wusste, dass im Banat antikommunistische Partisanen noch bis 1958 aktiv kämpften? Hatte das starke deutsche Element in der Bevölkerung an solchen Erhebungen Anteil? Bis in die 1960er Jahre, so Kremm, war Deutsch die vorherrschende Umgang- und Arbeitssprache in der Stadt und in den Fabriken. Die 1850 angeworbenen slowakischen Arbeiter, die in der Altstadt in einer geschlossenen Siedlung wohnten, hatten sich im Laufe der Zeit völlig „germanisiert“ und sprachen den Dialekt der Region.

Auch *Cristian Chioncel*, Universitätsassistent und Stellvertretender Vorsitzender des Deutschen Demokratischen Forums von Reșița, wusste aufschlussreich über die Lage der deutschen Minderheit zu berichten. 6500 Mitglieder hat das Forum im Banater Bergland, davon allein rund 3000 in Reșița, wo es heute mehr Deutsche gebe als in Sibiu/Hermannstadt. Deutsch habe als Lernsprache im Deutschen Lyzeum bis zur 12. Klasse keine Konkurrenz durch Englisch oder Französisch, aus historischen Gründen und wegen der deutschen Investoren, die erwartet werden oder bereits vor Ort sind. Das Forum, das auch an Kommunalwahlen teilnehmen kann, verfügt über zwei Häuser, von denen eines eine umfangreiche Bibliothek enthält. Zum 17. Mal werde im Oktober 2007 die „Deutsche Kulturdekade“ veranstaltet, finanziert überwiegend vom Ministerium für Minderheiten. Überhaupt könne man sich über die staatliche Minderheitenpolitik nicht beklagen.

Vor dem verregneten Besuch von Reșița gab es auch Tage mit etwas Sonnenschein, und – wie von der Reiseleitung bestellt – fielen sie mit Unternehmungen zusammen, die ein wenig den Charakter von Ausflügen hatten. Da ist als erstes der Besuch in der Gemeinde Eftimie Murgu im Tal des Flusses Rudarica im Kreis Caraș-Severin zu nennen, wo die deutschen Gäste vom leutseligen Bürgermeister, der stolz in seinem Amtssessel unter der rumänischen und der Europa-Fahne posierte, mit doppelt gebranntem Sechzigprozenter empfangen wurden. Das eigentliche Ziel war aber nicht die Ortschaft selbst, die sich von den meisten eher armselig wirkenden Dörfern im Banat schon dem Augenschein nach unterschied, denn die 2000 Einwohner mit ihren 200 Kindern leben gut von Tierzucht und Obstbau. Vielmehr erstaunte die „Molinologische Reservation Rudaria“, eine einzigartige Mühlenanlage in dem hinter dem Dorf steil ansteigenden Tal. Entlang der wasserreichen Rudarica reihen sich auf drei Kilometern 22 Wassermühlen auf, deren Existenz bis ins 6. Jahrhundert zurückgeht und die mit EU-Hilfe im Jahr 2000 vollständig restauriert wurden, so dass sie mit ihren ausgeklügelten Mahlsystemen voll funktionsfähig sind und die Bauern Mais und Korn dort mahlen können. Die in Holzhäuschen untergebrachten Mühlen werden von dreißig ausgesuchten Personen im Umlaufverfahren täglich gewartet.

Ganz gegensätzlich zu diesem positiven Erscheinungsbild bot sich das einstmals mondäne, mit Karlsbad und Marienbad konkurrierende Herkulesbad/Băile Herculane im Tal des Flusses Cerna dem entsetzten Betrachter dar, zumal alle Mitreisenden eine ganzseitige Hommage auf die vergangene Pracht des Bades aus der FAZ mitführten, in der nur die Fotos, nicht aber der Text den bedauernswerten Zustand der großartigen Gebäude vermittelten. War der Reporter vor kurzer Zeit wirklich am selben Ort oder hatte er zuviel in verblichener Reisebeschreibungen gelesen? Nein, der deplorable Zustand der alten Prachtbauten, der großen alten Hotels und Kaisersuiten, in denen einst die Wiener Gesellschaft und die höheren Stände der k.u.k.-Monarchie logierten und die während der Ceaușescu-Zeit als Relikte der Monarchie und Bourgeoisie bewusst dem Verfall anheim gegeben wurden, schmerzt wirklich. Stattdessen wurden die Werktätigen in Bettenburgen am Ortsausgang einquartiert. – Der Kurbetrieb des

staatlichen Gesundheitswesens scheint bei 80-prozentiger Auslastung gut zu laufen, und die Kurgäste und Einwohner flanieren anscheinend unbekümmert an den abgewrackten Bauten der großen Vergangenheit von Herkulesbad vorbei. Wie wird die Zukunft des bis in die Römerzeit zurückreichenden Heilbads aussehen? Es geht das Gerücht, dass der Schwiegersohn des einstigen Leibarztes von Ceaușescu vor kurzem praktisch den ganzen Komplex gekauft habe. Wird er abreißen oder restaurieren lassen? So wie das Hotel Ferdinand, in dem die Reisegruppe zwei Nächte verbrachte, in einen guten Zustand zurückversetzt wurde? Es bleibt zu hoffen.

Wissen und Vergnügen hatte die Reiseleitung geschickt bei der Fahrt zum Eisernen Tor gemischt: die Besichtigung von Staudamm und Kraftwerk mit einer Schifffahrt auf der Donau zum spektakulären Durchbruchstal. Das aufgrund eines jugoslawisch-rumänischen Vertrags 1972 begonnene und nach acht Jahren Bauzeit in Betrieb genommene Donaukraftwerk sorgt heute in seinem rumänischen Teil für 16 Prozent des gesamten Energieverbrauchs des Landes und hat einen 50-prozentigen Anteil an der durch Wasserkraft gewonnenen Energie. Die Zahlen auf serbischer Seite scheinen ähnlich zu sein, denn die Zahl der Turbinen – sechs auf jeder Seite – und die sonstigen technischen Anlagen sind spiegelgleich angelegt. Abstimmungs- und Verständigungsprobleme zwischen beiden Seiten habe es, so versicherte die Führerin, nie gegeben, die laufenden technischen Daten würden regelmäßig verglichen, die Kosten wie auch der Nutzen gleichwertig aufgeteilt. Die Bedeutung dieses Kraftwerks für die Stromversorgung Rumäniens und Serbiens kann heute wohl kaum mehr bestritten werden. Aber der Bau hat auch Opfer gekostet. Die durch den Stausee bedingte Anhebung des Wasserspiegels um 34 Meter hat zu erheblichen Rückstaus der Donau bis vor Belgrad und damit verbundenen Überflutungen geführt. Auf rumänischer Seite wurden zehn, auf serbischer Seite vier Ortschaften geflutet und verlegt.

Auch Orșova, die größte Stadt auf rumänischer Seite mit einst starkem deutschen Bevölkerungsanteil, versank in den Fluten. Die heutige Stadt gleichen Namens in der Nähe der Mündung der Cerna in die Donau ist eine komplette Neugründung. Bemerkenswert, dass hier die einzige neue Kirche im Rumänien der kommunistischen Zeit gebaut werden durfte. Der 1976 geweihte eigenwillige, doch sehenswerte, einem ans Ufer gezogenen Schiff gleichende Stahlbetonbau stammt von dem begabten Banater Architekten Hans Fackelmann, der bereits mit 36 Jahren starb. Er baute unter anderem auch die Universität in Temeswar. Sein Freund, der Maler Gabriel Popa, schmückte die Kirche mit einem ebenso ungewöhnlichen Fresco-Kreuzgang, der aktuelle politische Bildmotive enthält. Leider konnte das Schiff der katholischen Kirche, in der Gottesdienste in Rumänisch, Ungarisch, Deutsch und Tschechisch abgehalten werden, vom Vorraum aus nur in wenigen Teilen wahrgenommen werden, denn trotz Werner Klemms rechtzeitiger Anmeldung ließ sich der Pfarrer nicht sehen.

Ebenso versank die „Türkeninsel“ Ada Kaleh, die bis 1877 unter osmanischer Oberhoheit stand und – bis sie 1968 dem Staudamm geopfert wurde – ein beliebtes Ausflugsziel weit über das Banat hinaus war, berühmt für seine Cafés, die türkischen Süß- und Tabakwaren, Rosenöl und -parfüm und überhaupt sein osmanisches Flair. Dort standen auch die größte Moschee nördlich der Donau und die Ruinen einer Vauban-Festung. Sogar der Berliner Kongress hatte sich mit Ada Kaleh und ihrer Zukunft befasst. Die zuletzt rund 1000 Einwohner, überwiegend Türken, die auf der nur 1,7 Kilometer langen und 0,5 Kilometer breiten Insel lebten, mussten die Insel verlassen. Die meisten übersiedelten in die Türkei, andere ließen sich in Constanța nieder, wo es noch eine lebendige türkische Gemeinde gibt. In die dortige Moschee gelangte auch ein großer berühmter Teppich aus der Insel-Moschee. Es hat etwas rührend Nostalgisches, dass in Erinnerung an Ada Kaleh im Museum des Kraftwerks ein ganzes alttürkisches Gemach unter Glas nachgebaut wurde.

Am letzten Reisetag kam es auf dem Rückweg nach Temeswar zum Flughafen in dem recht heruntergekommenen Badeort Buziaş zu einer eindrucksvollen Begegnung mit einem besonderen Menschen, dem Hotelier und Koch *Heiner Buttenberg* aus Meckenheim bei Bonn. Motiviert durch Medienberichte über das Elend verlassener rumänischer Kinder entschloss er sich vor sieben Jahren nach dreijähriger anderweitiger karitativer Hilfstätigkeit, seine Meckenheimer Hotelimmobilie im Wert von 5,5 Mio. € in eine eigene Stiftung zur Unterstützung Not leidender Kinder in Osteuropa einzubringen. Besonders hatten ihn TV-Berichte über die Bukarester Kanalkinder berührt. Durch seine Kontakte zur Kinderkrebstation in Temeswar gelangte er nach Buziaş, 30 Kilometer entfernt von Temeswar, wo seine Stiftung 30 ha Weinberge kaufte. Der Erlös aus dem Verkauf der inzwischen in einer höchst modernen Kellerei produzierten Weiß- und Rotweine dient neben den Mitteln aus der Stiftung der Einrichtung und dem Unterhalt mehrerer Sozialeinrichtungen in Buziaş und dem unweit gelegenen Pietroasa Mare/Wetschehausen: Kinderheime, Sozialküchen, Mutter-Kind-Stationen, eine Ausbildungsstätte für Maurer und Maler sowie ein Kinderferienparadies in den Bergen.

Buttenberg selbst ist ein bescheidener, aber nach eigener Einschätzung dickköpfiger Mann, der erst aus seinem Büro herausgelotst und zu einigen Informationen gebeten werden musste, während seine Gäste sich bereits an seinen Weinen und Speisen labten. Aber aus jedem seiner Worte ging sein Engagement für *seine* Kinder hervor. Geführt von der Heimleiterin *Elisabeth Tisca*, die zehn Jahre in Bonn gearbeitet hatte und sehr gut Deutsch spricht, überzeugte sich eine kleinere Gruppe der SOG-Exkursion im Kinderheim Andrea von der vorzüglichen Betreuung der zur Zeit siebzehn elternlosen Kinder durch ausgebildete Pädagoginnen und Sozialarbeiterinnen. Die Kinder verhielten sich sehr zutraulich und gesprächig gegenüber den Fremden. Das 2006 eingeweihte Haus strahlt eine warme Atmosphäre aus. Studenten der Fachhochschule Lippe-Höxter gestalteten im Rahmen einer Exkursion Hof und Spielgelände kindgerecht mit viel Holz und Farbe. Wahrlich: der „gute Mensch von Meckenheim und Buziaş“ verdient für seine Kinder alle Unterstützung ([www.heiner-buttenberg-stiftung.de](http://www.heiner-buttenberg-stiftung.de))!

Am Schluss der Reise stellten sich nach der Unmenge von Eindrücken und Informationen naturgemäß Fragen „auf der Suche nach der DKMT“: Funktioniert diese Euroregion so, wie es von der EU intendiert wird? Oder dient sie eher als eine kaum transparente Geldverteilanlage? Gelangen die Gelder aus dem Strukturfonds auch dorthin, wo sie benötigt werden, nämlich in die Kommunen und Kreise? In Brüssel wird beklagt, dass die Zuschüsse oftmals sogar für genehmigte Projekte nicht einmal abgerufen werden. Auch gibt es Anzeichen dafür, dass die Zentralregierungen in Budapest, Bukarest und Belgrad an grenzüberschreitenden Initiativen und Projekten gar nicht interessiert sind. Zwar konnte bei den Fahrten über Land in Ungarn und Rumänien festgestellt werden, dass die EU zumindest im Straßenbau angekommen ist, wenn auch Neu- oder Ausbau der Verkehrswege vor Brücken (zuständig die Zentralregierung) und Ortschaften (zuständig die Gemeinde- oder Kreisbehörden) abrupt endet. Aber weitere exakte Recherchen sind im Verlauf einer solchen Exkursion kaum möglich.

Eindeutig bleibt festzuhalten, dass der Unterschied zwischen aufblühenden Städten und dem vernachlässigten Land, das durch weite brachliegende Flächen, Zerfall der Bausubstanz sowie die Abwanderung der Jungen und zunehmende Überalterung gezeichnet ist, weit auseinander klafft. Für die nationalen Regierungen und den Strukturfonds der Europäischen Union bleibt noch sehr viel an Entwicklungsarbeit zu tun. Ob die DKMT dafür das richtige und wirkungsvolle Instrument ist, bleibt auch nach dieser Exkursion offen.